

Kunst und geistiges Leben im 19. Jahrhundert.

Umwandlungen im Wohnungs- und in den Lebensverhältnissen. Von Dr. W. Schönbauer.

Den gewaltigen Umwälzung, der sich im neunzehnten Jahrhundert vollzogen hat, veranschaulicht nichts besser, als eine gründliche Vergleichung der Zustände des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens zu Anfang und am Ende des Jahrhunderts. Denken wir uns in den Anfang zurückgesetzt, wie ärmlich, wie anspruchslos und kümmerlich würden wir das Leben im deutschen Hause finden!

Weniger armelig lebte man freilich auch damals in den reichen Ländern, in England und Holland, oder in dem traditionellen Mittelpunkt des Luxus, in Paris. Auch Wien galt von jeher als Eldorado materiellen Wohllebens, und in den großen Handelsstädten ging es in einigen Kreisen ähnlich zu. Aber auch diese höheren Lebenshaltung, zum Teil überaus reichhaltig, die der herrschenden Lebensanschauung des bürgerlichen Standes, stand doch in vieler Beziehung weit unter der heutigen, vor allem in dem einen Punkte, daß sie sich nur auf sehr kleine Schichten beschränkte, während der heute viel allgemeinere Wohlstand die Lebenshaltung weiter Kreise gehoben hat.

Den größten Unterschied gegen jetzt zeigt aber wie gesagt der große Teil gerade Deutschland. Es war ein Land, das schon seit dem 16. Jahrhundert wirtschaftlich sehr zurückgegangen, das der Schaulust des dreißigjährigen Krieges gewesen war, das den zahllosen Höfen und Höfchen, die alle den glänzenden französischen Hof nachahmen wollten, lange Zeit nur als Ausfallungssubjekt diente.

Im 18. Jahrhundert konnten sich bei den zahllosen Zollschranken, bei der unheimlichen Besteuerung, bei dem überall herrschenden Zwang, woher Handel noch Geringfügigkeit entwickeln. Dann kam die Zeit der schweren Kriege, die Zeit der Napoleonischen Kriege mit ihren drückenden Lasten, dazu die schwere Hemmung, welche die Continentalperre dem Handel und Verkehr bereitete. Zahlreiche Vermögen gingen zu Grunde, die wenigen Fabriken standen still, die Zahl der Armen wurde immer größer, mit großer Heftigkeit trat die Straßendiebstahl auf. Die allgemeine Noth verschärfte sich noch ungeheuer, durch die Misere des nächsten Sommers 1816 hervorgerufener Teuerung. Diese war um so empfindlicher, als damals sonst eigentlich die Preisverhältnisse äußerst niedrig waren, d. h. für alle Dinge, die nicht aus der Ferne herbeizuschaffen waren. Es erklärt sich diese Allseitigkeit wesentlich aus dem allgemeinen Mangel an Geld. Reiche Leute gab es nur spärlich; überall fehlende Einnahmen, ungemein knappe Gelder, überall Einfuhrzölle und Sparzwang; erbärmlich vielfach die Lage des niederen Volkes.

Alle dem entsprechend Wohnung und Haushalt in Deutschland. Treten wir in ein besseres Haus dieser Zeit, so imponiert uns das müdere Äußere mit den zahlreichen Fenstern beiseite wenig, mehr schon die große Raumlücke im Innern, denn noch war der Grund und Boden verhältnismäßig wohlfeil. Vor dem großen Hausflur, der freilich oft recht uneben durch unregelmäßig und schlecht gelegte Platten ist, führen breite Treppen zu dem ersten Stockwerk, zunächst wieder zu einem großen Vorfaal, den düßere große Wandkamine einstrahlen. Über alle diese Weite zeigt nur einen tauben Charakter, und genau dieselbe Ähnlichkeit zeigen die Wohnräume selbst. Am Boden gewöhnlich, weder angefrischte noch gebohnte Tannendielen, bestreut, wie draußen die Treppen, mit weißem Sande; die Wände blau, weiß, gelb gelüchelt — Papiertapeten hielt man noch vielfach für Luxus, wo sie waren, zeigten sie wenig Glanz; — die Decke einfach gemalt — wo eine kleine Nische in der Mitte der Decke der „guten Stube“ war, wurde sie sehr begehrt; — die Fenster mit kleinen Scheiben, deren oft sechs auf einen Fußlaß kamen.

Die oft recht alten Möbel standen „graublin und einfach“, sie waren meist aus poliertem Kirschholz gefertigt, hier und da aus feineren Holzarten. Mahagonimöbel, die erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufkamen, bestanden noch bis 1850 den Charakter bester Feinheit. Die Stühle, deren Lehnen meist gefirnisset waren, waren oft mit grünem Tuch überzogen. Grün war auch die bevorzugte Farbe bei wollebenen Fenstervorhängen, die aber noch ein Luxusgegenstand waren. Allgemeiner waren die Vorhänge aus einfachem weißem Mull. Die Rouleaux waren höchst primitiv; man kann kleine hölzerne noch heute im Arbeitszimmer Goethe's in Weimar sehen. Kostbare Teppiche gab es sehr wenig und nur in vornehmen Häusern; selbst unsere kleinen Teppiche und Vorläufer haben den tauben Charakter des Zimmers nur selten auf.

Die Spiegel an den Wänden waren, da man Glas in großen Platten noch nicht kannte, klein oder aus einzelnen Stücken zusammengesetzt. Die Bilder, oft recht gute Kupferstiche, umgaben einfache glocke, braune und schwarze Rahmen. Meist recht toll gemalt waren die Deckbilder, zu ihnen gehörte aber ein Goldrahmen. In dem großen Wohnzimmer, das immer auch zugleich Schlafzimmer war — häufig hatte es einen kleinen Erker, in dem die Haus-

frau mit Vorliebe ihre kleine Arbeit verrichtete — stand ein großer Tisch, der Schreibtisch der Hausfrau, ein Kasten und in der Regel auch ein Klavier, an einer Wand die hohe Stehlampe. An der Wand hing regelmäßig auch die Fliegenlatze; neben der Thür der Klingelglocke, ein gefirnissetes Zugschloß mit schwarzem Glas- oder Messinggriff.

Hoch zu beschreiben war das Zimmer des Hausherrn eingerichtet — man erzählte sich nur des Arbeitszimmers Goethe's, das den heutigen Besuchern des Goethehauses Ruhe des Staunens über die Einfachheit jener Zeit abnötigt. Noch einfacher waren die Schlafkammern mit ihren schmalen Betten, die freilich einen Ueberfluß von Bettzeug in sich bargen — denn noch waren die Himmelbetten mit ihrem Mattenbündel häufig — und ihrem dürftigen Nachtschrank.

Das Beste, was man von der Einrichtung des Hauses vereinte die nur bei Familienfesten geöffnete „gute Stube“, vor der man einen außerordentlichen Respekt hatte. Hier standen auch die guten Stühle, die meist gepolstert waren, die aber immer durch Ueberzüge geschützt wurden. Auch die Bilder an den Wänden, Familien-Portraits in Pastell- oder Oelfarben waren meist zugehängt. Sonst befand sich die Stube allerlei Geräth. Auf den Schränken und Tischen Porzellan- oder Fayencefiguren, nidende Chinesen, bemalte Tassen mit rührende Aufschriften, Uhren mit irgend einem Kunstwerk, mitunter auch noch ein Potpourri, d. h. eine große Vase, in welcher allerhand wohlriechende Dinge (Rosenblätter, Lavendel u. s. w.) hineingeworfen wurden. Häufig war auch die Servante ein Schrank mit Glasfächer, schönen Tassen, silbernen Leuchtern, Patengeschäften u. s. w.

Am einfachsten waren natürlich die Wirtschaftsräume. Die Küche bot allerdings den Anblick einer ziemlich Menge von Geschirr, meist aus Kupfer oder Zinn, von zahlreichen Holzgeräthen, Holzjournen etc. Dienartiger Herde hatte man aber noch nicht. Man suchte am offen brennenden Herdfeuer; der Rauch zog durch den großen Rauchfang ab.

Wenig praktisch waren übrigens auch die Heizvorrichtungen, höchst primitiv die Beleuchtung. Meist erleuchtete ein einziges Talglicht die Stube; es erforderte überdies eine fortwährende Puffthätigkeit mit der Schere. Die damaligen Leuchten — da man keine Glöhender kannte, brannte die Flamme offen — würden uns wenig behagen. Für Gesellschaften hatte man Kronleuchter mit Wachskerzen. Die primitive Lampe mit dünnem Docht, eine Art roter Ampel, die man am Rauchfang aufhängte, erleuchtete die Küche. Schwierig und umständlich war übrigens die Art des Feueranzündens, das am häufigsten durch Stahl, Stein, Zunder und Schwefelzunder oder Schwefelzunder, die man an den glimmenden Zunder hielt, weiter aber auch durch eine große Zahl chemischer Feuerzeuge bewirkt wurde.

Unter dem Zeichen der Knappheit und Sparsamkeit stand auch der Haushalt selbst; es herrschte durchaus noch die Familienwirtschaft, die an die Thätigkeit der weiblichen Kräfte, insbesondere der Hausfrau, die größten Anforderungen stellte. Das Brot wurde damals, wenn nicht regelmäßig im Hause gebacken, so doch eingemacht. Im Hause wurde geschlachtet, Wurst gemacht, Seife gewaschen und Wäsche gewaschen, auch die Kleidung, wenigstens die weibliche, gefertigt.

Intensiv war die Reinigungsarbeit im Hause; am Sonntage gab es auch in besseren Familien deshalb zu Mittag zur Kaffe. Die Handarbeit war kein Zeitvertrieb, sondern notwendige Arbeit. Das Spinnen mußte fleißig betrieben werden. Kam die Weinwand vom Weinbeber zurück, so begann das Nähen — ohne Nähmaschinen. Und immer neue Schätze häuften sich in dem großen Kleiderschrank der Familie an. Das war überhaupt bei dem Mangel an Geld einerseits und wohlverehrten Vätern andererseits charakteristisch; das möglichste Anhäufen von Vorzügen. Mit den Wärsen und Schinken eigener Schlächtere wurde das Haus das ganze Jahr versorgt; Vorräthe von Rindfleisch hielt man in Pöbelkässen; Früchte, die ebenso das Gemüse der eigene Garten bot, wurden in viel größerem Umfange eingemacht, als heute. Mit all diesen Vorräthen ging man höchst sparsam um; gerade beim Essen läte die Hausfrau das „Abwaschen“ am liebsten. Wie einfach waren meist die Mahlzeiten! „Zu Mittag“, erzählt Freytag, „nur ein Gericht, am Abend erhielten die Kinder selten ein Stück Fleisch, häufig Wasseruppe, welche die Mutter durch Wurzeln oder einen Milchzusatz annehmlich machte.“ Ueberhaupt wurden gerade die Kinder wie in der Kleidung so in der Nahrung höchst einfach gehalten. Auf alles theure wurde überhaupt leicht verzichtet, und dazu gehörten alle Delikatessen ferner Länder. Andererseits kamen heute Dinge, Schmecken, Korellen, Krebs, damals häufiger auf die Tafel, weil sie bei den schlechten Verkehrsverhältnissen nicht wie heute schnell in fremde Abnahme gehen konnten.

Sonst herrschte damals eine überaus geringe Abwechslung in den Speisen. Von Getränken waren Kaffee und Thee wie heute beliebt, Wasser weit weniger geachtet, am meisten im Hause ein leichtes und hart kohlensäure entwickelndes Kalkbier gebräut; Branntwein kam sogar noch in besseren Häusern vor und war als Volksgetränk ganz beiläufig verbreitet; Wein gab

es in der Regel nur bei besonderen Festlichkeiten — abgesehen natürlich von Weinbegebenheiten.

Ueberhaupt ging man an alle Gelegenheiten mit einer größeren Ansdacht als heute heran. Auch das Rauchen, das damals nur innerlich der vier Wände, nicht auf den Straßen geübt werden durfte, wurde mit einer gewissen Ansdacht betrieben. Schon die Pfeife war dafür charakteristisch; Cigaretten waren noch nicht verbreitet.

Daß im Uebrigen in Bezug auf die Nahrungs- und Lebensweise auch in Deutschland große Unterschiede existierten, ist klar. „Schlechte und Geringfügigkeit“ sagte man dem Wiener nach, der mittelwägig auf die armen Leute der Küche herabschaut. Hamburgs Küche war damals schon berühmt. In seinen Kreisen herrschte häufig der Luxus der französischen vornehmer Welt. So wird in Wien auch in dieser Beziehung eine größere Pracht übereinstimmend festgestellt, ebenso von großen Handelsplätzen — vom Ausland, wie gesagt, ganz abgesehen. Auf der anderen Seite wieder gilt das oben erwähnte durchschnittbild naturgemäß nicht für die niederen Kreise. Schon die Häuser des Kleinbürgertums zeigen in ihrem äußeren Ansehen, mit ihren kleinen Fenstern, mit ihren niedrigen Zimmern und engen, düsternen Treppen nicht mehr das einzig Vortheilhafte des besseren Hauses, die Raumlücke. Ihre innere Einrichtung war natürlich entsprechend ärmlich. Geradezu elend waren die Wohnungs- und Lebensverhältnisse der ganz niederen Schichten; wie es oben bestellt war, kann man nur dann, wenn man heute in einigen der zurückgebliebenen Dörfer des Odens sich die verfallene Wohnverhältnisse ansieht.

Aus den armen Verhältnissen der Zeit rang sich nach der napoleonischen Ära langsam neues Leben heraus; die industriellen Kräfte der Nation erstarrten überall. In England und Frankreich, in Belgien entstanden große Centren der Industrie, oft durch Schichten, von unten heraufgekommene Einzelne wie aus dem Boden gestampft. Langsam begann das Zeitalter des Dampfes und der Maschine. Schon befahren Dampfschiffe den Rhein; in den dreißiger Jahren tauchten in Deutschland die ersten Eisenbahnen auf; es begann ein neuer Abschnitt des Verkehrslebens. Der steigende Verkehr rief die bestehenden zahlreichen Zollschranken nieder und Handel und Gewerbe konnten sich freier entfalten. Auf die Industrie, auch auf die Landwirtschaft wirkten die Fortschritte der Naturwissenschaften, der Technik und der Chemie ungeheuer belebend.

So begann eine rasche Entwicklung zu materiellem Wohlstand, die nach 1848 einen immer allgemeineren Charakter annahm, die andererseits ein neues Element zeitigte, die Gelbdrückung. Es trat eine immer stärkere Werthschätzung materieller Güter hervor, die nach und nach wurde allgemein. Alles das führte naturgemäß zu einer Steigerung der Lebensverhältnisse, die schon in der Zeit des zweiten Kaiserreichs den Charakter des übertriebenen Luxus annahm. Nach dem Kriege, den der allzu harte Speculationsgeist zu Anfang der sechziger Jahre herbeigeführt hatte, ging es in der alten Richtung weiter. Immer neue Triumphe in Technik und Chemie, immer neue Anreize zu Unternehmungen, immer dieselbe Jagd nach Geld, das allein nur das Glück kauft, und dementsprechend eine immer stärker sich auf Reichthum und Luxus gründende Lebenshaltung.

Wohnung und Haushalt haben sich unter diesen Verhältnissen völlig verändert. Freilich das eigene Haus verschwand mehr und mehr, die harte Realisation der Bevölkerung und der steigende Bodenpreis schuf die einschränkende, hohen Miethshäuser, die aber durch äußere Eleganz noch Maßlosigkeit dem Zeitgeist Rechnung trugen. Der Ueberfluß an Raum war dahin, alles drängte sich mehr zusammen, aber um so behaglicher und komfortabler wurde die Wohnräume, insbesondere die Salons, auszubauen.

Allmählich, je nach der Größe der Städte und den verschiedenen Gegenden, drang größere Fülle in die Einrichtung; Teppiche, Portieren, seidene Vorhänge mit Gardinen verbannten der tauben Charakter des Zimmers; die Möbel wurden weniger steif, zierlicher und eleganter, die Polster weniger unbequem. In den Wohnungen reich geordneter Leute zeigte sich bald in Juwelen, Ueberall Pracht und Kostspieligkeit, Ueberladenheit und Hölle Anhäufung. Schwere und kostbare Stoffe wurden immer mehr Regel und von Gold glitzerte es überall. Das Kunstgewerbe, das zunächst allerdings der Prunklust dienen mußte, konnte sich unter diesen Umständen außerordentlich heben; es überwand schließlich die Periode der Stille und Geschnadlosigkeit. Man suchte einen bestimmten Stil zum Ausdruck zu bringen, bald Renaissance, bald Rokoko, bald Empire. Insbesondere nahm der Geschmack an altdeutschen Möbeln, Tischen, deren überhand. Eine absolute Durchführung eines Stils war aber nur unter Verzicht auf anderen Komfort möglich.

So gelangte denn neuerdings ein vornehmer Eklekticismus zur Geltung, dessen Grundprinzip äußere Einfachheit, aber innere Bequemlichkeit und Schönheit ist. Eine vornehme, behagliche Eleganz soll die heutige Einrichtung zeigen; mit Glanz verbindet sich Bescheidenheit, mit Behaglichkeit Komfort. Am meisten ist dies alles den reichen Besitzern eigener Häuser möglich, aber

auch der Mittelstand ahmte nach Möglichkeit dem Reichthum nach. Am einfachsten sind noch die Wohnungen der vermögenslosen höheren Beamten. Hier sieht man vielfach noch ältere Einrichtungen, beschiedene Nipparbeiten, Eisenbüden und ältere Bilder. Bei anderen wieder, bei Verzeihen, Offizieren, Professoren findet man äußerlich vielfach den Luxus der Geldaristokratie, nur daß man alles wirklich eck ist. Ein ziemlich gleicher höherer Durchschnitt der Lebenshaltung hat sich am meisten in dem wohlhabenden England ausgebildet.

Über die Fortschritte des Wohnungslebens zeigten sich nicht bloß in dem größeren Luxus des Mobiliars, sondern noch mehr in der größeren Bequemlichkeit der Wirtschaftsanrichtungen. Außerordentlich haben sich die Dusen verbessert — vielfach besitzt man Centralheizung —; einen gewaltigen Fortschritt bedeutet die Wasserleitung; unendlich haben sich die Kochherde vervollkommnet. Die Badeeinrichtungen sind außerordentlich erleichtert und demzufolge häufiger geworden; die früher entsetzlichen Abortanlagen sind in reinliche und hygienisch eingerichtete Anlagen verwandelt. Telephon und elektrische Klingel bringen immer mehr auch in das Privathaus.

Ein großartiger Umschwung vollzog sich insbesondere im Beleuchtungsweisen. Die erste Umwälzung brachte das Petroleum hervor; die immer verbesserten Lampen brachten in die Wohnzimmer eine ruhige, gleichmäßige Helligkeit. Der jüngste Fortschritt aber, der zur elektrischen Beleuchtungsart, brachte nicht nur den Strahlen, von öffentlichen Gebäuden, den Verkaufsräumen, den Cafes und Wirtschaftszimmern, sondern auch unseren Gesellschaftszimmern, unseren Wohn- und Schlafzimmern ein Meer von Licht. Und um es zu erzeugen, bedarf es nur eines einzigen leisen Druckes. Im Uebrigen hat das Feueranzünden durch die Erfindung der Streichhölzer — als Lucifer Matches tauchten sie zuerst 1829 auf, dann kamen die Phosphorhölzer und endlich, da diese sich durch Unvorsichtigkeit leicht entzündeten, die schwedischen Streichhölzer — den größten Grad der Bequemlichkeit erreicht.

Auch die heutige Nahrungsweise kann den Umschwung der Verhältnisse nicht verleugnen. Die verbesserten Verkehrsverhältnisse bringen uns die Güter ferner Länder mit größter Schnelle, wie sie die Seefahrt, frucht in ein Binnenland führen. Eine größere Abwechslung der Speisen ist allgemein, ein starker Luxus in denselben nicht selten. In schweizerischen Diners und Soaps leistet namentlich die Stoffyanthologie — der französische Koch eines Baniers erhielt mehr Gehalt als ein Minister —; aber auch der mittlere Kaufmannsstand zeigt große Neigung zum Tafelluxus und die luxuriösen Diners mander, namentlich medizinischer Professoren, gleichen oft denen der Gelbdrückung. Das Entbehren zahlreicher Delikatessenhandlungen ist für unsere ganze Lebenshaltung charakteristisch. Uebrigens hat sich vielfach auch die Qualität der Nahrungsstoffe, z. B. des Fleisches — die Hebung der Viehzucht einerseits, die Errichtung von Schlachthäusern andererseits — auf dem höchsten Stande — sehr verbessert. Und wenn heute auch gerade durch die Fortschritte der Chemie die Verfeinerung der Nahrungsmittel, die in der Vergangenheit übrigens keineswegs gefehlt hat, sehr zugenommen hat, so haben wir dafür eine ausgebreitete Nahrungslosigkeit, die unsere Vorklaren nicht hatten.

Die Verbesserung der Qualität der Nahrung kommt insbesondere auch den niederen Klassen zu gute, deren Nahrungsverhältnisse sich überhaupt — gerade im Gegentheil zu den eingangs erwähnten Behauptungen — außerordentlich gehoben haben. Mag auch der arme Arbeitfamile Kartoffeln und Brod noch heute die Hauptnahrung sein, so ist bei der Mehrzahl dieser Leute Fleischnahrung durchaus gewöhnlich, was früher nicht der Fall war. Und was sonstige Nahrungsmittel angeht, so wird der Unbekannte häufig mehr über ein zu hohes Maß von Ansprüchen erkaunt sein, als über das Gegenheil.

Ganz ähnlich sieht es mit den Wohnungsverhältnissen. Bei den Hausindustrialen im Gebirge sind sie freilich nicht glänzend, und für die arbeitenden Klassen der Großstädte haben die hohen Miethspreise in denselben geradezu eine Wohnungsnoth herbeigeführt. Eine große Zahl von Menschen hat dort überhaupt keine Wohnungen, sondern nur Schlafstellen, andere wieder besitzen nur einen Raum, in dem drei, fünf und mehr Personen zusammengepfercht sind. Aber so schlimm diese Dinge sind, sie sind doch nicht für die Allgemeinheit dieser Klasse typisch und auch in den Großstädten wohnt der besser bezahlte Arbeiter durchaus nicht so uneben.

Die Lebensverhältnisse der modernen Fabrikarbeiter sind keineswegs in jeder Hinsicht so schlimm, wie uns Manche glauben machen wollen; in vielen Gegenden geschieht seitens der Unternehmer und anderer Kreise außerordentlich viel. Arbeiterwohnungen gibt es zuweilen, die wahren Edmudthäusern gleichen. Viel schlimmer als die städtischen Arbeiter wohnen vielfach noch heute, wie zu Anfang des Jahrhunderts, die ländlichen. Damit verhält es man nur die heutige Einrichtung eines gewöhnlichen Mannes in der Stadt. Wandspiegel, Fenstervorhänge und Sopha z. B. werden nirgends fehlen, ganz abgesehen von Wasserleitung, guten Dusen u. s. w.

und in die verhältnismäßig hohen Räume bringt Luft und Licht ganz anders herein, wie in die Stübchen armer Häuser vor hundert Jahren. Ich behaupte, wenn man einen besseren Arbeiter die Schlafzimmereinrichtung gäbe, die einst Goethe besessen hat und die sich noch heute in seinem Schlafzimmer befindet, er würde sie mit Entzückung zurückweisen. So sehr hat sich die Lebenshaltung der niederen Klassen so sehr haben sich ihre Ansprüche gehoben. Glend giebt es genug und übergenug in der Gegenwart, aber jetzt nicht mehr als in der Vergangenheit.

Daß heute die soziale Frage so im Vordergrund steht, liegt daran, daß sich die niederen Klassen in ganz anderer Weise geltend zu machen wissen als früher, daß das Empfinden für den Gegensatz zwischen Arm und Reich stärker geworden ist, daß die Unzufriedenheit mit der individuellen Lage heute eine allgemeine geworden ist. Gerade die großen Fortschritte der materiellen Kultur, die immer steigende Ueppigkeit der Reichen haben sie erzeugt; jeder will an diesen Genüssen theilnehmen, Niemand sich begnügen, sich beschränken. Es pränt dieser Zeit unserer Zeit etwas Ungewöhnliches auf; man wird des Gewonnenen nicht froh. Aber das Gute hat diese Unzufriedenheit, daß in ihr fortwährend der Keim zu neuen Fortschritten liegt, weil sie ein fortwährendes Streben nach Verbesserung der materiellen Lage erzeugt. So fehlen unserer so fortgeschrittenen Zeit die Schattenseiten nicht; aber über sie zu verzeichnen, dazu liegt nicht der geringste Grund vor.

Das Familienleben zunächst war in der Periode der Hofgesellschaft, im 17. und 18. Jahrhundert vielfach gründlich zerstört worden. Obgleich die Reformer des 18. Jahrhunderts, die moralischen Wochenschriften, Cellert, Wölfer, ihm ihr Hauptaugenmerk zuwenden und es nicht nur in den breiten Massen, sondern auch in feinsten und adeligen Kreisen außerordentlich kräftigen und vertieften, ließ sich doch der größte Theil der vornehmen Gesellschaft in seiner Weise beeinflussen, ukte vielmehr feiner als einen unheimlichen Einfluß auf die geistige Elite des Bürgertums aus, mit der man hier und da eine lebhafte Verbindung einging. Diese Geistesaristokratie trug überdies eine scharfe Antipathie gegen die plebejische Moral zur Schau; vom Familienleben hielten die adelichen Titanen wenig oder nichts. Auch die große und schöne Humanität, die den Menschen als solchen in die erste Linie stellte, begünstigte dasselbe nicht.

In der Blüthezeit unserer literarischen Kultur wurde alles andere mehr geschätzt als die Familie. Wer nur mit diesen Kreisen oder mit denen der vornehmen Welt zusammen kam, der konnte zu dem Urtheil gelangen, zu dem Frau von Staël gelangte, daß nämlich die Familienverhältnisse in Deutschland „sehr zerrüttet“ seien. In Weimar gab es nach Jean Paul „keine Ehen“. Das Treiben in Jena, wo die Romantiker ihren Hauptstich hatten, war unersöhlt. Ähnlich ging es in den vermandten Kreisen Berlins zu, wo man mit theilnehmendem Interesse auf das genial-liebliche Treiben des Prinzen Louis Ferdinand sah. Die Feindlichkeit der aristokratischen Kreise war an vielen Orten unauflöslich, namentlich in Residenzstädten. Was der Kriegsrath v. Coelln von Frauen der vornehmen Gesellschaft Berlins erzählt, ist haarsträubend. Und solche Beispiele wüthen in großen Städten überaus rasch auf weitere Kreise. Gänzlich frivol war von jeher das Familienleben in Wien; in München lag es sehr darnieder.

Ueber solchen Beispielen darf freilich die Heftigkeit der Medaille nicht vergessen werden. In zahlreichen Familien herrschte ein ganz anderer Geist, ja gerade aus den Kreisen, die bisher das abschreckende Beispiel von Eitelkeit gegeben hatten, den fürstlichen, traten jetzt eine ganze Reihe wohlthuerender Erscheinungen hervor. Ich erinnere nur an das mütterliche Familienleben Friedrich Wilhelms III. und seiner Gattin. Auch von anderen deutschen Fürsten, z. B. den Coburgern, alt Meiningen. Mit Recht meinte der Fürst Biedler 1845, daß man in neuerer Zeit gerade auf den Thron das Bild glücklicher Hauslichkeit verhältnismäßig am meisten finden. Wer ferner die zahlreichen Gemählungen aus bürgerlichen Kreisen, wer die Schilderungen des ländlichen Familienlebens jener Zeit durchblättert, wird finden, daß jene unersetzlichen Werte durchaus nicht die Regel bilden. Wir müssen ferner den Unterschied zwischen Groß- und Kleinstadt, auch den zwischen dem Süden und dem nördlichen Familienhafter gesunden Norden Deutschlands bedenken. Trod allem find doch jene Schattenseiten noch so auffallend, daß wir als Gesammtheit dasjenige Reinecke's aelten lassen können, der 1807 aussprach, daß zwei schöne deutsche Nationen seien: Häuslichkeit und Familienleben.

Entsprechende Jüde zeigte damals das gesellschaftliche Leben, auf der einen Seite eine verhältnismäßig geringe Moralität, auf der anderen eine starke Vergnügungssucht, die eben mit dem Rückgang des häuslichen Sinnes auch zusammenhängt. Auf eine nähere Schilderung der Leichtfertigkeit dieses Lebens verzichte ich; es treten noch allzusehr die Nachweisen des achtzehnten

Jahrhunderts hervor, in dem die Eitelkeit eigentlich zum guten Ton gehörte. Was über die Berliner Gesellschaft zu Anfang unseres Jahrhunderts berichtet wird, ist unglücklich, noch schlimmer, was wir über die Wiener hören. „Der schlechte Ton, der hier (in Wien) herrscht“, schreibt 1804 ein Russe, „ist unbegreiflich; alles das, was man sich mit den Frauen erlaubt, übersteigt die Vorstellung“. Häßliche Bilder werden auch von der Münchener Gesellschaft entworfen. Was in den schlechten Wädern möglich war, beschrieb einmal Menzel: „Am nahen Rade Altmasser gab es Szenen, welche heutzutage in keinem Bade Europas mehr vorkommen könnten, ohne daß die mußtwilligen Beileiger jeder Scham geseinigt würden.“ Bei den Verleerinnen ferner, mit denen man sich in abliegen Kreisen Pommerns bei Tisch amüsierte, mußte dem weniger Sorgfollenen die Schamröthe in's Gesicht steigen.

Das niedrige moralische Niveau des damaligen gesellschaftlichen Lebens zeigt ferner die außerordentliche Spielucht, auch ein Vermögen der höchsten Gesellschaft, die aber jezt alle Kreise angesteckt hatte. Ueber das Hazardspiel hören wir überall beständige Klagen, aus Wien, aus München, aus den Bädern, selbst aus kleinen Städten, wie Gießen, vom Lande, wie von den Dittmarscher Bauern u. s. w. Natürlich herrschte nicht in allen Kreisen und an allen Orten dasselbe Uebel: aber für das gesellschaftliche Leben war das Kartenspiel, auch wenn es nicht zum gewagten Hazardspiel wurde, unentbehrlich. „Was würde wohl aus unseren Gesellschaften werden“, heißt es 1805 in einer Zeitschrift, „wenn den Spielischen nicht mehr der Rang und der Platz eingeräumt werden sollte, der ihnen bisher zugestanden wurde?“

Eine heute oft gehörte Klage ist so bana wie über den allzu harten Gesellschaftstrudel. Auch in dieser Beziehung ist die Gegenwart jedenfalls nicht voranswerther als die Vergangenheit. Während aber heute in erster Linie die Gesellschaft im Hause gepflegt wird, wurde damals die große öffentliche Gesellschaft, die doch häuslichen Sinn besonders wenig fördert, stark bevorzugt. Öffentliche Bälle für die alte Gesellschaft, meist überaus kostspielig, gab es damals auch in kleinen Städten in großer Zahl. Aus Paderborn wird z. B. 1806 berichtet, daß die öffentlichen und privaten Bälle sich im Winter so an einander gedrängt hätten, daß in zwei verschiedenen Perioden sieben noch einander folgende Tage oder vielmehr Nächte eine Kette von Vergnügen bildeten.

In der Fröhenzeit erreichte dieser Trudel seinen Höhepunkt. In Wien, Berlin, Kassel, Nürnberg u. s. w. wuchsen die öffentlichen Rebuten mit privaten Festlichkeiten fortwährend ab. Damals, bis etwa zur Mitte des Jahrhunderts, war auch die Blüthezeit der geschlossenen Vereinigungen mit dem ausgesprochenen Zweck der Gesellschaft. „Cafino“ nannte sich meistens die Vereinigung der den ersten Kreisen angehörigen Schichten. Andere beliebte Namen waren Harmonie, Concordia, Societät, Ressource. Waren diese Gesellschaften auch zum großen Theile der Männergesellschaften gewidmet, so war einer ihrer Hauptzwecke doch die Veranstaltung von Winterbällen und Abendessen, von sommerlichen Gartenfesten und Ausflügen. Aber von der öffentlichen Gesellschaft abgesehen, auch sonst war, in den reichen Städten wenigstens, das gesellschaftliche Leben üppig und stark entwickelt.

Aus der Stadt der Phäntasie berichtet einmal Genz an Goethe: „Man hat jeden Tag die Wahl zwischen drei oder vier vortrefflich ausgestatteten Häusern, wo sich vierzig bis fünfzig und mehrere Personen versammeln. . . . Man berechnet auf vierzig Tage hinaus die Reihe vortrefflicher Diners, uerin die Raffy und Schönborn und Anshy und Viduomshy und Liechtenstein u. s. f. mit einander wetteifern. Es ist im Grunde ein Schlaraffenland, welches man hier führt.“ Hamburgs Stärke lag von jeher in der materiellen Seite. „Schmaus auf Schmaus“, schreibt Weber, „und Einladungslisten vier Wochen voraus, wie die Engländer aus Winterbälle.“ Auch in München herrschte ein gewisses Wohlleben in der Gesellschaft.

Diese Ueppigkeit fehlte allerdings in dem übrigen Deutschland, aber die Gesellschaft war deshalb nicht armer. Aus Berlin z. B. berichtet Heine von dem „ungemein starken“, freilich aber zersplitterten geselligen Leben. Hier war die Form der privaten Gesellschaft eine Zeitlang der „ästhetische Thee“, auch in anderen Städten finden wir diese mehr oder minder literarische, einfache Thee- und Butterbrotgesellschaft. Uebrigens zeichnete sich die öffentliche Hofgesellschaft in den meisten Residenzstädten, so in Wien, Berlin, München, im Gegensatz zum 18. Jahrhundert damals gerade durch eine ungemaine Einfachheit aus.

Es giebt Leute, die ihre eigene Ansicht bekämpfen, wenn sie ein Anderes anspricht.

Der Menschen kennen lernen will, muß sie nach ihren Wünschen beurtheilen.

Nichts versteht man so leicht, als einen Trübs mit dem Uebel als einem guten Vorlag.